

Karlheinz Barck

## **Georg Kneplers Umsetzung des Konjunktivs der Zukunftsvision in den Indikativ realer Menschheitsbeziehungen**

G. K., fast ein Säkulum überblickend, nicht entmutigt durch die Katastrophen, die seine Haltungen und sein Denken, seine Arbeit als Künstler, Wissenschaftler und Lehrer herausfordern und in Widerstreit bringen, G. K. fordert seinerseits uns am Vorabend seines Geburtstages durch einen kleinen (aber weitreichenden) Essay – ein „**Papier**“, wie man nüchtern heute sagt –, heraus. Was er, der Jubilar, mit gutem Recht sich erhofft, sind „Anregung und Bereicherung in einer offenen – gewiß **kontroversiell** geführten Diskussion der von mir (von ihm) aufgeworfenen Probleme“, wie er mir in einem sein „**Papier**“ begleitenden Brief schrieb.

Das brachte mich, den Respondenten, in arge Verlegenheit, und ich dachte: ist das vielleicht ein understatement? Was kann ich an „Anregung“ und „Bereicherung“ sinnvoll zu seinem davon überbordenden „**Papier**“ beitragen? Aber ich ahne sofort, da ich dies sage, daß Du, lieber G. K., bei Dir schmunzelnd denken wirst, na, das ist ja auch nur ein understatement. Kommen wir darum zur Sache, zu Deinem „**Papier**“ also, wozu ich ohne Scheu und in gebotener Kürze (wie es sich geziemt) und (hoffentlich) **for your and Florence's pleasure** und für die zu Deiner Ehre versammelten Freundinnen und Freunde ein paar eher kursorische, durch Dich angeregte Gedanken mitteilen möchte.

1. Was Du uns zu heute vorgelegt hast, lieber Georg, unter dem ungewöhnlichen Titel „**Ästhetik und Urgeschichte**“ in der wohl durchdachten Absicht (ich sollte besser sagen „**Vision**“) einer „**neuen Theorie der Ästhetik**“, das kommt mir vorab vor wie die Einlösung eines Versprechens, das wir als eine **Zauberflötenvision** am Schluß Deines Mozartbuches lesen konnten: „Den Konjunktiv der Zukunftsvision in den Indikativ realer Menschheitsbeziehungen umzusetzen, ist auch 200 Jahre nach Mozarts Tod die Aufgabe geblieben... <bestünde Lieb und Bruderbund!>“ (420f.). Mozarts Hoffnung, „daß die [verkopfte] Musik

bald einen Arsch bekommt“ korrespondiert Deine musikologisch fundierte, gegen den entsinnlichten **actus purus** allen metaphysischen (des deutschen insbesondere) Idealismus gesetzte Einsicht, daß Ästhetik – heutige zumal – „die Einheit von Körper und Geist nicht zu leugnen brauche“. (407) Es bedurfte keiner „Wende“, um diese durch viele eigene und schmerzliche Erfahrungen angesichts der durch den sogenannten real existierenden Sozialismus (wie Du geschrieben hast) „verspielten Möglichkeiten einer vernünftigeren, <aufgeklärten> Gesellschaftsordnung“ verdichtete Einsicht hervorzutreiben; sie produktiv umsetzend, um eigene Erfahrung und eigene Träume zu koordinieren mit den geschichtlichen Drehpunkten, die uns (wie Du auch schriebst), „alte Kollisionen ganz neu sehen lassen“, auf unserer neuen Drehscheibe die alten ansehen und beobachten lassen. (427f.)

Eine der durch Dein Thema nahegelegten alten Drehscheiben, die Du für uns ins kritische Visier Deiner Ansicht und Beobachtung nimmst, beschreibst Du mit Walter Hollitscher als „**Rückzugsgefechte der Theologie**“ im Innern des deutschen Idealismus. Als deren Ergebnis entstanden (wie wir uns erinnern) von Herder bis Hegel die geschichtsphilosophischen Konzepte einer Universalgeschichte, deren Telos und Fortschritts-ethos wir heute als im Kern eurozentrisch formiert durchschauen. Die zugrunde liegende Denkweise – Marx hat sie in seiner Hegelkritik trefflich charakterisiert – war die eines einlinigen oder spiralförmigen Evolutionismus, der Entstehung und Wandel von Kultur und Gesellschaft als eine universale Entwicklung vom Einfachen zum Komplexen beschrieb, einer Entwicklung, deren Maßstab eine über den ganzen Globus verbreitete fundamentale Idee aufgeklärter Menschheit ist. „**Stufen zu sich selbst**“, wie Marx formuliert hat, kennzeichnen den immer auch imperatorischen Gestus dieser Geschichtsphilosophie der Aufklärung, die als ein Problem das Verhältnis von kultureller Einheit oder Vielfalt in der Menschheitsgeschichte hinterlassen hat. Ein Problem, das als Suche nach der „**Urkultur**“ im 19. Jahrhundert die Unruhe solcher Disziplinen wie der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Soziologie und vor allem der Ethnologie und Anthropologie wurde.

Hier nun setzt Du, lieber G. K., mit Deinen Überlegungen zur Ausbildung ästhetischer Funktionen in der Urgeschichte der Menschheit an, mit einer Verschiebung und Erweiterung des Zeitraums der Beobachtung.

Es ist gleichsam ein Tigersprung über die in Archiven der Schrift überlieferte Geschichte hinaus in die ur- und frühgeschichtlichen Zeiten der **Hominisierung** der Gattung. Das ist, wie mir scheint, der eigentliche und originelle (auch provozierende) Ansatz Deines „**Papiers**“. G. K. (und ich spreche jetzt in der Deine Position objektivierenden dritten Person) ist damit einer der ersten (vielleicht in unseren Tagen der erste überhaupt), der aufgreift und weiterdenkt, was André Leroi-Gourhan (und andere von ihm genannte Denker) 1964 im Rahmen seiner geschichtlichen Theorie über „**Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst**“ zu einer transdisziplinären Forschungsaufgabe erklärte: „Eine ästhetische Paläontologie und Ethnologie“ zu entwickeln, von der er meinte, daß sie den Bereich ästhetischen (wertsetzenden und zwischen verschiedenen Möglichkeiten auswählenden) Verhaltens als einen dritten Bereich der Evolution neben der Herstellung von Werkzeugen und dem Gebrauch der Sprache auf dem Wege der Hominisierung entdecken würde. Ich zitiere Leroi-Gourhan mit einer diesbezüglichen Passage aus der deutschen Übersetzung seines Buches **Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst** (1984), an die ich die Frage an Dich anschließe, ob Dein Verständnis von einem ursprünglichen (urgeschichtlichen) „**Mach-mit-Motiv im Ästhetischen und als Ästhetisches**“ mit Leroi-Gourhans Konzept der **Exteriorisierung** von Körperfunktionen in Techniken, Medien und Maschinen kompatibel ist oder womöglich sich davon unterscheidet. Das frage ich, weil mir schien, daß diese Dimension des Technischen als die kulturelle und ästhetische Evolution wesentlich doch mit befördernde in Deinem Papier ausgespart ist. Also Leroi-Gourhan schrieb:

„Es ist sehr wichtig, das Verhältnis von Technik, Sprache und Ästhetik zu bestimmen, denn diese drei fundamentalen Äußerungen der Qualität des Menschen sind eng miteinander verbunden. Ihre Beziehungen lassen sich auf unterschiedliche Art darstellen. Man könnte die Annahme machen, daß Sprache und Technik eine notwendige und hinreichende Basis für das Überleben darstellen, auf der sich dann nach und nach die ästhetischen Tönungen herausbilden, die in gewisser Weise unabhängig und zu einem späteren Zeitpunkt in der Evolution erworben werden. Im Abstieg von den Höhen der Kunst bis hinab ins späte Paläolithikum erreichte die ästhetische Tönung nach und nach die Praxis und heute sähe man sie gerade damit beginnen, die physiologischen Manifestationen einzubeziehen.

Eine solche Hypothese postulierte den besonderen Charakter der ästhetischen Äußerungen, sie erforderte eine Erforschung ihrer Einführung in den Hirnapparat und ginge von der Annahme aus, daß über die Fähigkeit zur Hervorbringung einer abstrakten Sprache hinaus im Hirnkortex noch etwas anderes entstanden sein muß, das neue Beziehungen zwischen den Bildern herzustellen vermag. Argumente für diese Hypothese ließen sich leicht finden, denn wir können eine Bereicherung der ästhetischen Möglichkeiten auf den Gebieten der Technik und der taktilen und olfaktorischen Wahrnehmung feststellen; schwierig ist jedoch der Nachweis, daß es sich hier um einen Übergang aus den künstlerischen Formen handelt und nicht um eine globale Bereicherung.

Man kann sich auch der Hypothese zuwenden, daß die Ästhetik, da Technik und Sprache nur zwei Aspekte ein und desselben Phänomens sind, **einen dritten Aspekt eben dieses Phänomens bildet**. In diesem Feld hätten wir einen Leitfaden in der Hand. Wenn Werkzeug und Sprache sich über die gleichen Entwicklungsstufen und nahezu synchron zur Maschine und zur Schrift befreit haben, so könnte der gleiche Vorgang auch bei der Ästhetik abgelaufen sein. Vom behaglichen Gefühl des Verdauens bis hin zum formschönen Werkzeug, zur Tanzmusik und zum Tanz, dem man aus einem Sessel heraus zuschaut, stünden wir vor demselben Exteriorisierungsprozeß. Man müßte dann in der Geschichte für die Ästhetik Phasen ausmachen können, die dem Übergang vom Mythogramm zur Schrift und vom Werkzeug zur automatischen Maschine entsprächen, eine **«handwerkliche»** oder **«vorindustrielle»** Phase der Ästhetik, eine Periode also, in der die Künste, die soziale Ästhetik und die Freude an der Technik ein Maximum individueller Prägung erreichten, und sodann auch eine Phase der Spezialisierung, in der das Mißverhältnis zwischen den Produzenten ästhetischen Materials und der wachsenden Masse von Konsumenten vorfabrizierter und vorgedachter Kunstwerke zunähme. Die zweite Hypothese entspricht wohl besser, wenn nicht gerade der ganzen Wirklichkeit, so doch immerhin der generellen Richtung, in die die biologischen Tatsachen zu weisen scheinen.“ (342f.)

2. will ich hervorheben, was G. K. zum Begriff **ästhetische Kompetenz** schreibt, an dem er zwei Hauptformen unterscheidet: **ästhetisches Verhalten** und **ästhetisches Verfahren**.

Die Kopplung ästhetischen Verhaltens an die Körpersprache und an Bedingungen der Orientierung in Raum und Zeit (eine lange vergessene subkulturelle Idee der Aufklärung, z. B. Vicos) bringt einen vitalen und sinnlich-sinnesbezogenen Formbegriff ins Spiel, den G. K. im „Zusammenhang zwischen Form und Erleben, Form und Wirkung, Form und Rhythmus“ erörtert. Das erinnert uns (in solcher urgeschichtlichen Sicht) daran, daß der Mensch als soziales Individuum immer Teil der Natur ist, zugleich **bios** und **socius**, daß ästhetisches Verhalten offenbar prägend war als ein archaisches Substrat für die Tradierung kultureller Formen, Muster und Codes über lange Zeiträume. Der Neurobiologe John C Eccles hat einmal unter Hinweis auf rekonstruierte Bestattungsbräuche des Neandertalers bemerkt, daß wir „in der menschlichen Vorgeschichte (vor 60.000 Jahren) den ersten Beweis für ein mitleidvolles Verhalten gefunden haben“. Wenn G. K. in ähnlicher Weise für ein „vergleichendes Studium frühmenschlicher Zeremonien“ plädiert und damit eine Art „Code der ästhetischen Gefühle“ (Leroi-Gourhan) ins Auge faßt, so könnte man das vielleicht in ein Programm **anthropologischen Materialismus** übersetzen, dessen Konturen der frühe Marx skizziert hat, als er schrieb, daß man die Kulturgeschichte der Menschheit als eine „**Bildungsgeschichte der 5 Sinne**“ umschreiben müßte.

Freilich stellt sich uns heute die Frage, wie unter einer forcierten technologischen Perspektive, z. B. hinsichtlich der **Exteriorisierung** von Gehirnfunktionen in immer potentere Maschinen, die „Distanz zwischen den Nachkommen der Rentierjäger und ihren vernunftbegabten Maschinen“ (Leroi-Gourhan, 316) wo nicht zu überbrücken, so doch sinnvoll zu regulieren (ich will nicht sagen zu kompensieren) wäre.

3. Zu dieser Lage unserer Gegenwart (und absehbaren Zukunft) schlägt G. K. eine Brücke aus urgeschichtlicher Tiefenperspektive mit der Gegenüberstellung von klassenlosen und Klassengesellschaften. Diese Kneplersche Brücke, über die er uns (ver)führen will, hat einen anthropologischen Ausgangspunkt in der „**Urgeschichte**“ und (wenn ich recht lese) kein irreversibles Ende. Seine Formel für meine Brückenmetapher lautet: „**Humanisierung vs. Aggression**“!

Damit landet G. K. mitten in den Kontroversen, deren Kontrahenten den heutigen Zustand unserer auf- und abgeklärten Welt und Kultur zu beschreiben versuchen. Ein Thema (und eine Figur) solcher durch die drei

Megakatastrophen unseres Jahrhunderts veranlaßten Beschreibungen – mit den drei emblematischen Namen „**Auschwitz**“, „**Hiroshima**“, „**Archipel Gulag**“ – ist die Alternative zwischen Rationalität und Irrationalität. Im Spiegel der Ästhetik als einer Verhaltens- und Wahrnehmungslehre könnte (so verstehe ich G. K.) ein Weg ermessen werden, der aus der Sackgasse (im Denken und im Handeln) herausführt, in die die Annahme einer allein und ausschließlich existierenden Alternative von Rationalität und Irrationalität führt. Das ist nun eine keineswegs nebensächliche Orientierung. Gegen die Denkweise eines cartesianischen Dualismus erinnert und betont G. K. an die gerade auch ästhetisch vermittelte Einheit von, sagen wir, **Zoologie** und **Soziologie** in der Kulturgeschichte der Menschheit. Mit der Markierung eines groben Schnitts und Einschnitts zwischen klassenlosen und Klassengesellschaften sollen wir in einer großräumig gedachten gattungsgeschichtlichen Perspektive daran erinnert werden, daß wir nicht irre werden sollen an der immer wieder behaupteten Unvermeidlichkeit von Kriegen. Daß uns der Blick in die Urgeschichte darüber aufklären kann, daß „**unsere Vorfahren**“ die Modi ihres Zusammenlebens beispielhaft humanisiert haben. Mit allem Respekt vor dem Ethos (und ohne mich vorschnell mit der Floskel „**das ist ein weites Feld**“ zu verdrücken) will ich dazu folgendes anmerken.

Die Redeweise „**unsere Vorfahren**“ ist vielleicht noch einem evolutionären Universalismus geschuldet, der für die ganze Menschheit in ihrer kulturgeschichtlich diversifizierten Ausformung ein einheitliches Prinzip postulierte. Können wir aber davon ausgehen, daß in einer kürzeren als urgeschichtlichen Perspektive etwa die Chinesen sich mit „**unseren Vorfahren**“ identifizieren? Und können wir Alternativen zu den destruktiven Tendenzen, die auch im marktwirtschaftlichen Kapitalismus weiterwirken, denken und entwickeln, ohne in der Geschichte des Humanismus auch die Elemente von Herrschaft zu bedenken?

Das – lieber Georg – sind kein rhetorischen Fragen. Ich verstehe sie als legitime Fragen in dem Sinne, daß es aufgegebene und durch Dich angelegte Fragen sind, auf die jedenfalls ich (noch) keine schlüssige Antwort habe.